

General Hans Herzog

Autor(en): **[s.n]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblätter für Jung und Alt**

Band (Jahr): **12 (1901)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

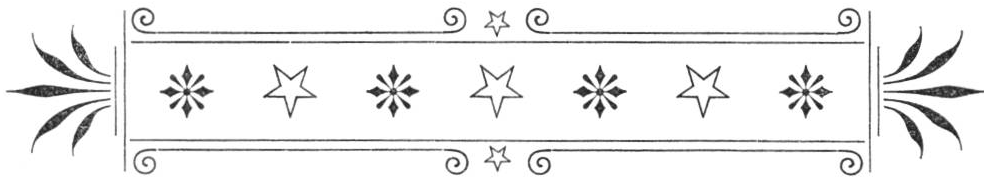
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900627>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



General Hans Herzog.

Liebe Jugend! Ähnlich wie in frühern Jahrgängen geschehen, soll euch durch unsere diesjährigen Neujahrsblätter das Lebensbild eines hervorragenden Mitbürgers vor die Augen geführt werden. Mit liebevollem Ver-



ständnis und in geschickter Darstellung ist letztes Jahr das Andenken an Dr. Rud. Rauchenstein, den langjährigen Rektor der aargauischen Kantonschule, und an Friedrich Autenheimer, den Begründer und ersten Leiter des Technikums Winterthur, erneuert worden. Möchte es mir gelingen, denselben Dienst dem General Hans Herzog zu leisten, der in der denkwürdigen Kriegszeit 1870/71 den Oberbefehl über die eidgenössische Armee geführt hat und, wie wir sehen werden, für die Hebung und den Ausbau des schweizerischen Militärwesens von der höchsten Bedeutung geworden ist.

General Herzog gehört ganz besonders in die Reihe jener aus dem Bezirk Brugg hervorgegangenen trefflichen Männer, die wesentlich aus eigener Kraft mit unvergleichlicher Ausdauer sich emporgearbeitet und das Vertrauen, wie die Bewunderung ihrer Umgebung errungen haben.

Zu den Handwerkersthöhnen Rauchenstein und Autenheimer gesellt sich in Hans Herzog der Kaufmanns- und Fabrikantensohn. Daß er nicht ganz unten anfangen mußte, verdankte er zunächst seinem Großvater Johannes Herzog, der (siehe Jahrgang III „Bürgermeister Herzog“) aus einfachen, ländlichen Verhältnissen, durch ausgezeichnete Begabung, Thatskraft und rastlosen Fleiß sich emporgerungen hatte und innerhalb weniger Jahre aus dem Bauernsohn ein Kaufmann und Fabrikant und dann ein Staatsmann geworden war, wie deren unser Kanton noch wenige gesehen hat. Er hatte, selber ein noch junger Mann, an der Wiege der neuen Eidgenossenschaft, wie des Margau gestanden. Später gehörte er der Regierung des neuen Kantons an und war lange Zeit ihr unbestrittenes Haupt.

Während der Zeit der Helvetik war er Regierungsstatthalter des Margaus gewesen. In den folgenden Jahren vertrat er den Kanton auf Tagsatzungen. Den Kaiser Napoleon hat er als helvetischer Kriegskommissär durch ein freimütiges Wort schwer geärgert.

1813 erlangte er den Rang eines eidgenössischen Obersten. 1815 empfing er namens der aargauischen Regierung die Kaiser von Rußland und Oesterreich bei ihrer Reise durch die Schweiz. Gelegentlich ist er von hohen und höchsten Herrschaften, so noch 1839 vom König von Württemberg aufgesucht worden.

Die Familie stammte von Effingen. 1797 wurde der nachmalige „Bürgermeister“ Bürger von Brugg, 1810 siedelte er mit seiner Familie nach Aarau über. Ansehen und Vermögen waren stetig gewachsen, aber die Einfachheit der Lebensweise wurde nicht wesentlich verändert. Die Erfolge, die erzielt worden waren durch Geschäftstüchtigkeit, Umsicht und Rechtlichkeit, verlockten weder den Vater, noch die Söhne, die festen Grundlagen ihres Aufstiegens zu verleugnen oder zu vernachlässigen.

Der junge Karl Hans Herzog wurde dem zweiten Sohn des Bürgermeisters, Hans, am 28. Oktober 1819 geboren. Schon früh war er vom Vater, wohl auch vom Großvater, zu einem der künftigen Leiter ihres großen Geschäftes ausersehen. Vorläufig freilich machte ihm diese Aussicht weder Sorgen noch Schmerzen. Er blieb nicht einziges Kind seiner Eltern; drei Geschwister folgten ihm, deren Aufblühen der Stolz der zu einem Haushalt vereinten Eltern und Großeltern war. Sein Leben lang hat der General an seiner in Brugg wohnenden Schwester innig gehangen. Wir haben uns den jungen Herzog als einen muntern Knaben zu denken, der in dem weiten Gelände des Familiengutes, scherzweise oft „Herzogtum“ genannt, seine Spielgenossen zu allerlei Kurzweil vereinigte, am liebsten aber zu Kriegsspielen anleitete und kommandierte, so daß der Vater, selber auch schon Oberst, ihn oft im Scherz den „General“ nannte. Als ers wirklich wurde, war der Vater aber gestorben.

Der Knabe zeigte früh gute Begabung und gelangte schon mit 14 Jahren in die Kantonschule, an der damals unter Andern Rauchenstein und Fröhlich als Professoren wirkten. Sein Fleiß hielt gleichen Schritt mit seinen Talenten; der Schule ist er stets dankbar geblieben. Er war auch ein eifriger Kadett, der sich bald der Artillerie zuwandte. Während zwei Jahren kommandierte er dieselbe als ihr Hauptmann. Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten!

Schon im Jahr 1836 verließ er das Elternhaus und die heimatische Schule, um an der Akademie zu Genf Studien in der Mathematik und den Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, zu machen und sich in den neuern Sprachen auszubilden.

Der nachmalige General Dufour, damals eidgenössischer Oberst, war einer seiner Lehrer.

Als er nach zwei wohlverbrachten Jahren, allseitig gefördert und zum jungen Manne gereift, heimkehrte, erwartete ihn ein Platz im Comptoir des Geschäftes. Er mußte die „Lehre“ machen in aller Förmlichkeit und Strenge. Eine kurze Notiz aus jenem Jahr, die von Kopierarbeit redet, scheint anzudeuten, daß ihm die Eingewöhnung nicht leicht gefallen war, hatten doch seine eigenen Zukunftspläne eine ganz andere Richtung eingeschlagen. Allein sein starker Wille und sein anerzogenes Pflichtgefühl halfen ihm über die Unannehmlichkeit hinweg. Er dachte nicht daran, dem strengen väterlichen Willen, der ihn fürs Geschäft bestimmt hatte, einen eigenen, anders gerichteten entgegenzusetzen. Doch sollten die angefangenen Studien, die chemischen zumal, nicht gänzlich abgebrochen werden. Er richtete sich unter Beihülfe von Professor Volley ein kleines, chemisches Laboratorium ein und ließ sich in die aargauische naturforschende Gesellschaft aufnehmen.

Kein Zweifel, daß die Schaffenslust und der Eifer des jungen Mannes allseitige Anerkennung fanden und schöne Hoffnungen für die Zukunft erweckten. Als er im Sommer des Jahres 1839 in Thun den Offiziersaspirantenkurs für die Artillerie mitmachte, wurde man auch in militärischen Kreisen auf den jungen Herzog aufmerksam, und schon im folgenden Frühjahr erhielt er das Brevet eines Unterlieutenants im Artilleriestab. Damit war die erste Stufe jener Laufbahn betreten, auf der er berufen war, seinem Vaterlande die vorzüglichsten Dienste zu leisten und seinen Namen für immer ins Ehrenbuch der Schweizergeschichte einzutragen.

Zunächst aber sandte ihn der Vater nach Triest, um dort in befreundetem Handelshause seine kaufmännischen Kenntnisse zu erweitern. Ein schweres Nervenfieber wurde Ursache, daß jener Aufenthalt Abkürzung erfuhr. Im selben Jahre reiste er durch Oberitalien heim, doch nicht ohne gründliche Besichtigung aller Kriegswerkstätten, Zeughäuser und Befestigungen, die ihm in Triest selber, dann in Venedig, Verona und Mantua sich geöffnet hatten. Die schriftlichen Aufzeichnungen über diese Reise beweisen, daß nicht ein oberflächlicher Liebhaber, sondern der an =

gehende Fachmann das Neue sich zu eigen machte und die Feder führte. Das Jahr 1841, das Jahr der Klosteraufhebung im Aargau, brachte ihm den ersten Felddienst. Als Adjutant von Oberst Sauerländer machte er den Zug ins Freiamt mit. Außerdem wurden seine Kenntnisse und seine praktische Tüchtigkeit bei verschiedenen Anlässen zur Artillerieinstruktion verwendet.

Ein folgender Aufenthalt in Mailand förderte nicht bloß seine kaufmännische Durchbildung, sondern verschaffte ihm auch neue Einblicke in die Militäreinrichtungen Oesterreichs und Piemonts. Größere Kavallerie- und Artillerieübungen unter der Leitung des Feldmarschalls Radetzki boten ihm reiche Belehrung.

Im Jahr 1844 unternahm er eine Geschäftsreise von längerer Dauer nach Frankreich und sah dessen Hauptwaffenplätze, studierte seine artilleristischen Einrichtungen, setzte diese Studien in England und auf der Heimreise in Holland, Belgien, Rheinpreußen und Baden fort. Die Kenntnisse, die er sich in unermüdlichem Nachsehen und Prüfen erwarb, der Scharfblick, der auf solche Weise geübt wurde, die vorurteilslose und verständige Würdigung der Einrichtungen und Fortschritte in der Waffentechnik, die das Ausland ihn kennen lehrte, wurden die sichern Grundlagen, auf die er späterhin seine eigene reformatorische Thätigkeit im Artilleriewesen bauen konnte.

Als ihm das Jahr 1846 den Rang eines Hauptmanns im Artilleriestab brachte, setzte er es, wohl nicht ohne Kampf, durch, einen halbjährigen Dienst bei der reitenden Artillerie in Ludwigsburg (Königreich Württemberg) mitzumachen. Von der Beliebtheit, die er sich bei den württembergischen Kameraden erwarb, zeugt ein schwungvolles Gedicht, das bei seinem Abschied vortragen wurde.

Aus Württemberg brachte er aber nicht bloß erweiterte militärische Kenntnisse ins Vaterland zurück, sondern er fand dort auch seine künftige Gattin, Emilie von Alberti, die ihm zwei Jahre später ins heimatliche Haus folgte.

Unterdessen war das Schicksalsjahr unseres Vaterlandes, 1847, herbeigekommen. Die Spannung zwischen den Anhängern

der alten politischen Ordnungen und den Befürwortern der Neuordnung im Sinne größerer Einheit, die sich von Jahr zu Jahr verschärft hatte, brachte endlich den sog. Sonderbundskrieg. Jedermann kennt seinen Verlauf, sowie die Folgen, die er für die Gestaltung und Entwicklung unserer vaterländischen Verhältnisse hatte. Hauptmann Herzog machte den Zug nach Freiburg und Luzern als Adjutant der zweiten Artilleriebrigade mit.

Auch er sah in der Neuordnung der öffentlichen Angelegenheiten den einzigen Weg, der für eine gedeihliche Zukunft unseres Vaterlandes offen war. Insonderheit war ihm, wie andern einsichtigen Vaterlandsfreunden, schon damals klar, daß unserm Militärwesen nur dann wirksam und durchgreifend zu helfen sei, wenn es Sache des Bundes werde. Das war freilich damals noch nicht zu erreichen; sind wir doch jetzt, 50 Jahre später, damit immer noch nicht ans Ziel gekommen. Aber den Fortschritt, den die Bundesverfassung von 1848 brachte, namentlich für Artillerie, Kavallerie und Genie, begrüßte Herzog freudig. Mehr und mehr fanden auch seine gründlichen militärischen Kenntnisse Beachtung und Anerkennung, und wurde seine Befähigung für die Instruktion für die Artilleriewaffe zu Ehren gezogen. Unter allen Artillerieoffizieren, deren die Schweiz und der Aargau auch damals schon tüchtige zählte, ragte Herzog durch den Umfang und die Gründlichkeit seiner Durchbildung hervor, wie nicht minder durch den rastlosen Trieb, überall zu verbessern und die Erfahrungen und Fortschritte anderer Armeen nutzbar zu machen.

Seine Aufmerksamkeit war auf Bespannung und Pferdegeschirr, auf die Beweglichkeit der Geschütze, wie auf Geschützrohr und Munition, Lafetten und Zündstoffe gleichmäßig gerichtet. Er war unermüdlich in Untersuchungen und Proben, in Berichterstattungen und Vorschlägen.

Schon 1850 wurde er Mitglied der eidgenössischen Artilleriekommission und zugleich Major im Artilleriestab, 1855 Oberstlieutenant und 1860 endlich eidgenössischer Oberst.

Als 1856 infolge der Royalistenerhebung in Neuenburg Preußen eine bedrohliche Haltung annahm und die eidgenössische Armee unter General Dufour, dem Bestieger des Sonderbundes,

die Nordgrenze der Schweiz besetzte, kommandierte Herzog die Artillerie der Division Ziegler.

Das Jahr 1860 bildet einen Abschnitt im Leben des künftigen Generals. Er war zum Oberstartillerieinspektor der eidgenössischen Armee gewählt worden. Den Aufgaben dieser Stellung konnte er aber nur gerecht werden, indem er ihr alle seine Zeit und Arbeitskraft zur Verfügung stellte. So tauschte er denn den Kaufmannsstand an denjenigen eines Berufssoldaten, dem er bis an sein Lebensende treu geblieben ist und ganz besonders Ehre gemacht hat.

Er brachte in denselben einige wichtige Charakter-Eigenschaften mit, wie Bescheidenheit, die ihn nie blind machte gegen fremdes Verdienst, Zähigkeit und Ausdauer, die sich durch nichts abhalten läßt, das als richtig erkannte Ziel anzustreben, Unabhängigkeit von vorgefaßten Meinungen, Gewohnheit, an sich selber die höchsten Anforderungen zu stellen, den Gerechtigkeits- und Billigkeitsfönn, der kein Ansehen der Person kennt.

Welchen Grad des Vertrauens zu seinem Charakter und zu seinen Fähigkeiten sich Herzog in den zehn Jahren erworben hatte, da er sich ganz dem Militärdienst widmete, kam an den Tag, als im Juli 1870 der gewaltigste Krieg des Jahrhunderts zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach. Selbstverständlich erforderte derselbe von der Schweiz die Aufstellung einer Truppenmacht, die unter allen Umständen zur Wahrung der Neutralität ausreichen konnte.

Vier Divisionen wurden aufgeböten, das ganze Heer auf's Pikett gestellt. Bundesrat aber und Bundesversammlung waren einmütig der Ansicht, daß zum Kommando dieser Truppen ein Mann sich vorzüglich eigne, der Artillerieinspektor Oberst Hans Herzog. Am 19. Juli wurde er zum General der eidgenössischen Armee gewählt, am 21. Juli beeidigt. Am 22. übernahm er die Führung mit dem Erlaß eines Tagesbefehls, der in seiner Einfachheit für das Wesen des Mannes kennzeichnend ist. „Ich hoffe“, sagt er darin, „daß derselbe Gott, der so oft unsern Vätern zu Hölfe kam, diesmal auch noch mit uns sein wird.“

Der General war sich der Verantwortlichkeit, die er mit der Leitung dieses Felddienstes auf sich genommen hat, vollkommen bewußt. Wie erfreulich ihm auch der Beweis des ihm geschenkten Vertrauens sein mochte, er sah darin nur eine neue Aufforderung zur Anspannung aller seiner Kräfte.

Der Anfang des Feldzuges mit den gewaltigen Siegen des deutschen Heeres rückte die Gefahr einer Invasion (Verletzung der Neutralität) immer ferner. Umso eher konnte der schweizerische Oberbefehlshaber die ihm unterstellte Mannschaft ausgiebig an ihrer eigenen Ausbildung und Feldtüchtigkeit arbeiten lassen. Eine solche Gelegenheit zu praktischem Dienst kehrte wohl so bald nicht wieder. Selber unermüdlich, flößte er auch dem Offizierscorps seinen Eifer ein und erzog die Truppen zu wetteifernden Leistungen. Schneller freilich, als ihm im Interesse der Armee lieb sein konnte, mußte, hauptsächlich aus Sparsamkeitsgründen, das erste Aufgebot wieder entlassen werden, und begab sich auch der General schließlich in Urlaub, trug sich sogar mit dem Gedanken, das Kommando niederzulegen, ein Schritt, der glücklicherweise abgewendet werden konnte.

Die Hauptache war erst noch zu vollbringen.

Von Mitte Januar 1871 an wurde klar, daß der Krieg wieder unsere Grenzen bedrohe, ja noch teilweise auf unsern Boden hinübergespielt werden könnte.

Beinahe zu spät, trotz der dringenden Mahnungen des Generals, der das kommende Ereignis klar vorausgesehen hatte, wurden ihm vom Bundesrat wiederum die Truppen zur Verfügung gestellt, deren er bedurfte, um an der langen Westgrenze, in und auf dem Jura Herr der Lage zu bleiben und die Verletzung der Neutralität zu verhindern.

Die Märsche und Anstrengungen, die damals bei grimmiger Kälte und tiefem Schnee von unsern frischaufgebotenen Bataillonen, Batterien und Schwadronen verlangt und geleistet wurden, werden der schweizerischen Armee stets zum Ruhm gereichen. Der Erfolg derselben aber ist wesentlich der Energie und prompten Entschlossenheit des Generals zu verdanken. In den Frühstunden des 1. Februar kam dann der Vertrag zwischen General Herzog und dem Oberbefehlshaber der französischen Ostarmee, General

Glinchant, zu stande, der diesem gestattete, gegen Übergabe der Waffen und Kriegsfahrzeuge, auf Schweizerboden überzutreten und bis zum Ende des Krieges interniert zu bleiben.

Nicht geringer anzuschlagen ist die Leistung, die in der Aufnahme und Überführung jener geschlagenen Armee von über 80,000 Mann bestand, die das Bild jammervollster Zerrüttung und Entblößung zeigte, und auch in der That am Notwendigsten den größten Mangel litt. Wer diese Tage erlebt und noch in Erinnerung hat, kann nicht anders, als auch für die glückliche Lösung jener ungeheuren Aufgabe dem General den Preis zu reichen, ohne darum dem Verdienst seiner hingebenden und selbstverleugnenden Mitarbeiter zu nahe zu treten.

Wie bescheiden er selber über seine Leistung dachte, ist aus einem Brief an einen Freund zu ersehen, dem er u. A. schreibt:

Was meine Haltung von 1871 betrifft, sehe ich darin nichts Überraschendes. Es wäre traurig gewesen, hätte ich mich durch die Ankunft der Armee Bourbakis einschüchtern lassen. Gott hat uns wirksam behütet, indem er mir in diesem besonders schwierigen Augenblick den Weg wies, und an ihn hatte ich mich gewandt in der Nacht vom 31. Januar bis 1. Februar.

Dieses Wort eröffnet uns zugleich einen willkommenen Einblick in das Seelenleben des Mannes.

Der General war sich aber auch darüber klar, daß es nicht genüge, in jenen verhängnisvollen Wochen und Tagen seinen Mann gestellt und seine Aufgabe zu allseitiger Zufriedenheit gelöst zu haben. Seinem scharfen Auge, seinem prüfenden, auf das Nötige gerichteten Verstande waren die vielen und großen Schäden nicht entgangen, an denen unser gesamtes vaterländisches Militärwesen litt. Eine günstigere Gelegenheit konnte es auch nicht geben, nach allen Seiten hin sich Einblick und Sachkenntnis zu verschaffen. Als einsichtiger und erfahrener Fachmann, wie als warmer, selbstsuchtloser Vaterlandsfreund, sah er sich zu einer einläßlichen Darstellung der Mängel und zu umfassenden Verbesserungsvorschlägen verpflichtet. Mit freimütiger, ja rückwärtsloser Offenheit deckte er strafbare Versäumnisse und Pflichtenvernachlässigung mancher Kantonsregierungen und Militärverwaltungen auf. Offen und ehrlich wies er auf die Schwächen

in den praktischen Leistungen und deren Ursachen hin. Entschieden forderte er Übernahme der gesamten Instruktion und überhaupt der Militärverwaltung durch den Bund. Der Willigkeit, Mannszucht und Hingebung der im Feld gestandenen Truppen und ihrer Führer konnte er meist ein rühmliches Zeugnis ausstellen. Umso notwendiger erschien ihm, wie vielen gleichgesinnten Wehr- und Staatsmännern, sofortige Anhandnahme der Um- und Neugestaltung unseres Wehrwesens. Es folgte bald die Revision der Bundesverfassung, und auf Grund der neuen Bestimmungen konnte ein anderer Aargauer, Bundesrat Welte, ein neues Wehrgesetz vorlegen, das, soweit damals möglich geworden war, den neuen Anforderungen entgegenkam. (Wir erinnern hier nochmals daran, daß die volle Vereinheitlichung des Wehrwesens noch immer ein frommer Wunsch geblieben ist, dessen Erfüllung hoffentlich im Anfang des 20. Jahrhunderts gelingen wird.)

Der General war nun wieder Oberst im Generalstab und Artillerieinspektor, wie vorher, nur daß der amtliche Titel später mit dem eines Waffenchefs der Artillerie vertauscht wurde. In den Augen aber, in Mund und in Herz des Volkes blieb er „der General“, und sein Name war und ist so populär, wie derjenige seines Vorgängers von 1847 und 1856, des Generals Dufour. In vornehmen und schlichten Wohnungen weithin durchs Vaterland sind die Bildnisse Beider neben einander zu sehen zu dankbarer Erinnerung, daß jeder in seiner Weise in gefahrvoller Zeit dem Vaterland den treuesten Dienst geleistet und die Ehre der schweizerischen Armee hoch gehalten hat.

Eine seltene Auszeichnung wurde ihm zu Teil durch die Einladung zu der Dreikaiserzusammenkunft in Berlin, die ihm Kaiser Wilhelm durch den deutschen Gesandten direkt zugehen ließ. Mit einem entsprechenden Gefolge von Offizieren begab er sich dahin, lernte, wie einst sein Großvater, drei Kaiser persönlich kennen und wurde außer vom Kaiser Wilhelm selbst, auch von Bismarck und Moltke sehr ehrenvoll empfangen.

General Herzog hat aber nicht bloß den stärksten Anstoß zur Reorganisation des Heeres im Allgemeinen gegeben, sondern hat sich zugleich das größte und bleibendste Verdienst um seine Waffe erworben. Die dreimalige Umgestaltung, Verbesserung

und Erneuerung derselben nach den Bedürfnissen der rasch voranschreitenden Neuzeit ist sein und seiner nächsten Mitarbeiter Werk gewesen. Dafür hatte er schon als Lieutenant jene ersten, grundlegenden Studien gemacht, dafür auch weiterhin sich überall Einblick in das Schaffen der Nachbarvölker verschafft, seither fortwährend seine Sachkenntnisse erweitert in rastloser Arbeit, ungezählte Abhandlungen und Berichte geschrieben, in Offiziers- und Unteroffiziers-Kreisen eigene chemische und technische Darstellungen ausgeführt. Es dürften wenige Männer sein, die es auf diesem Gebiete so lange Zeit unserer General gleich gethan haben.

Es soll hier noch erwähnt werden, daß derselbe auch als der Schöpfer unserer Positionsartillerie und Hauptbeförderer des neuen eidgenössischen Befestigungswesens geworden ist. Nicht minder wesentlichen Anteil hatte seine Einsicht und sein Rat an den Umgestaltungen der Infanteriewaffe unseres Heeres. So ist er keinem erreichten Fortschritt im Materiellen und Technischen fern geblieben.

Den durchgreifendsten Einfluß indessen übte er auf seine Waffe aus durch die Inspektionen der Artillerieschulen und -Kurse, denen er eine unermüdlige, wohl über seine reglementarischen Verpflichtungen hinausreichende Aufmerksamkeit schenkte. Keine Rücksicht auf sich selber hielt ihn fern von der gründlichsten Einsichtnahme in die Leistungen des einzelnen Mannes, wie der Gesamtheit. Seinem Kommen sah man jederzeit mit klopfendem Herzen entgegen, da sein Blick, dem auch das Kleinste nicht entging, überall bekannt war. Aber nicht bloß Sorge, sondern auch Freude erweckte seine Ankunft; „denn“, sagt ein Biograph, „die Herzen wandten sich ihm zu, wie das Wasser dem Fluß“. Leutselig verkehrte er mit Unteroffizieren und Soldaten und trat den jungen Offizieren näher durch das lebhafteste Interesse, das er für bürgerliche, wie militärische Angelegenheiten an den Tag legte.

Es braucht nach alledem kaum noch besonders gesagt zu werden, daß er weder nach oben, noch nach unten jemals zu Schmeichelei oder Haschen nach Gunst sich herbeiließ. Streng gegen sich selber, forderte er auch strenge Pflichterfüllung in allen Graden und war namentlich allem auf Schein und Außerslichkeit

berechneten Wesen in tiefster Seele gram. Was an ihm lag, so sorgte er durch sein Vorbild und sein Verhalten zu seinen Untergebenen, daß jeder Wehrmann den Militärdienst als eine Ehre ansehen konnte, und suchte alles für ein gesundes Ehrgefühl Kränkende und Demütigende fern zu halten. Unge sucht und ihm selber unbewußt wurde er durch diese Eigenschaften der populärste Mann des Schweizervolkes, wenn auch niemals der Abgott einer politischen Partei, wie er denn nie dem ausschließlichen Dienst einer Partei, sondern allein dem des Vaterlandes und seiner Wohlfahrt sich verschrieben hatte.

Wir dürfen voraussetzen, daß er, der es mit seiner Pflicht gegen außen so gewissenhaft nahm, auch sich selber wohl gekannt hat und für seine innerliche Bervollkommnung rastlos bemüht war. Dafür zeugt, daß ihn weder die oft ungerechtfertigte Härte seines Vaters zum ungehorsamen Sohn machte, noch viele schwere Erlebnisse und Heimsuchungen verschiedener Art ihn verbitterten, oder in Engherzigkeit und Rücksichtslosigkeit zu treiben vermochten. Ebenso hat ihn kein Erfolg oder Beifall seine Zurückhaltung vergessen lassen, was bei dem ererbten, starken Selbstgefühl auf eine große Selbstbeherrschung hinweist.

Wir werden aber nicht irre gehen, wenn wir die Wurzel dieser Charakterstärke in der schlichten Frömmigkeit und dem lebhaften Abhängigkeitsgefühl von Gott suchen, die ihn beseelten als sorgsam behütetes Familienerbe, besonders von Mutter und Großmutter her. Wie wir sahen, er hat in den wichtigsten Augenblicken seines Lebens Gott die Ehre gegeben und seinen Rat und seine Hülfe gesucht. Sollte das nicht auch zu andern Zeiten geschehen sein? Der Erzähler hat ihn auch als fleißigen Kirchgänger gekannt.

Wir haben bisher bloß der Thatsache Erwähnung gethan, daß er 1848 in Fräulein Emilie v. Alberti aus Rottweil in Württemberg seine Lebensgefährtin heimführte. Es sind diesem Bunde zwei Söhne und drei Töchter entsprossen, deren Heranzwachsen und Entwicklung vom Vater mit sorgsamere Freude beobachtet wurde. Es war für den feinfühlenden und häuslich gerichteten Mann ein schwerer Schlag, als ihm nach 26 Jahren glücklicher Ehe die Gattin entrisen wurde. Doch sollte ihm noch-

malß eine glückliche Zeit anbrechen durch die Verbindung mit Fräulein Julie Sobel, einer Nichte der teuren Verstorbenen, die ihm noch 18 Jahre lang zur Seite stehen und dem Verstorbenen die Augen zudrücken durfte. Auch eine Tochter ist ihm noch aus diesem zweiten Ehebunde erwachsen.

Aus den einfachen, an den abwesenden Sohn gerichteten Briefen tritt das Bild des liebevollen, besorgten und zugleich vertrauenden und verständnisvollen Vaters dem Leser entgegen. Wohl konnte der vielbeschäftigte Mann den Seinen nur wenig Zeit widmen; aber sein Vatergefühl und das Gefühl seiner Verantwortlichkeit ist ein so lebhaftes und tiefes, daß es uns auch die Liebe und Verehrung verständlich macht, mit der die Kinder von früh an am Vater gehangen haben.

Es wäre zum Verwundern, wenn ein solcher Mann nicht auch einen großen Freundeskreis gefunden hätte. Er hat viele Freunde und sicherlich wenig Feinde gehabt. Pflege der Freundschaft war ihm auch Bedürfnis, und es blieb auch bei ihm Familienüberlieferung, ein gastfreies Haus zu führen bei aller Einfachheit und persönlichen Bedürfnislosigkeit. Jeden Hinschied eines Freundes empfand er tief. Aber auch er war als Freund gesucht und geschätzt. Auch sonst wurden sein Wohlwollen und seine Menschenfreundlichkeit vielfach in Anspruch genommen, vielleicht hin und wieder mißbraucht. Der ausgeprägte Wohlthätigkeits-sinn seiner Mutter hatte in ihm ein Echo gefunden.

In seiner Jugend spielte er mit Lust und Erfolg die Violine und behielt stets ein feines Ohr für Musik. Gern besuchte er darum Konzerte und musikalische Produktionen.

Was man Wirtshausleben nennt, hatte für ihn keinen Reiz. Die Stunden, die von so vielen Hausvätern demselben geopfert werden, wandte er seinen Studien und Arbeiten, an denen er unerschöpflich war, sowie seiner Familie zu. Doch sah ihn der fröhliche Anlaß auch fröhlich im Kreise der Kameraden oder Freunde, und ist wohl noch manch glückliches Wort aus seinem Munde von solchen Anlässen her im Umlauf.

An Anerkennung seiner Verdienste um das schweizerische Militärwesen, insbesondere für seine Waffe, fehlte es nicht, obwohl er zeitweise die Tendenz der Oberbehörde, am unrechten

Ort zu sparen, mit besorgtem Blicke betrachtete. Er war von der Überzeugung je länger destomehr erfüllt, daß die Opfer, die für die sorgfältigere Ausbildung und Ausrüstung der Truppen gebracht werden, in Wirklichkeit in keinem Verhältnis stehen zu den Schädigungen, die im Ernstfall aus deren Vernachlässigung entstehen müßten. Ein stehendes Heer verlangte er nicht für die militärischen Aufgaben, die unserm Vaterland aus seiner Lage und seinem Verhältnis zu den Nachbarn erwachsen, aber er verlangte ein Volksheer, für dessen Feldtüchtigkeit mit allen Mitteln unablässig gearbeitet werde. Ihm war stets unbegreiflich, wie man aus persönlichen oder parteipolitischen Gründen sich von diesem Ziele könne ablenken lassen.

Die große Beliebtheit, deren Herzog sich in allen Militärkreisen und weit darüber hinaus erfreute, trat besonders an den Tag, als 1889 sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert wurde. Die große Teilnahme, die es fand, die Begeisterung, mit der es begangen wurde, die Ehrenerweisung, die es ihm brachte, ergriffen den 70jährigen Veteranen aufs tiefste. Für seine Sinnesweise aber ist bezeichnend, daß er in seiner Dankrede hauptsächlich die Verdienste seiner Vorgänger zur Geltung und in Erinnerung brachte, und für sich kein weiteres Verdienst in Anspruch nahm, als das Bestreben, auf der von ihnen betretenen Bahn rüstig weiterzukommen.

Die Stiftung, deren Fonds ihm damals überreicht wurde, die seinen Namen tragen sollte, entsprach ganz besonders seiner Denkart. Sollten doch ihre Erträgnisse zur Pflege freiwilliger, kriegswissenschaftlicher Thätigkeit unter dem Offizierscorps Verwendung finden.

Noch waren dem Jubilar einige Jahre gleichmäßiger Wirksamkeit vergönnt, obwohl seine Gesundheit, schon früher durch Leberleiden beeinträchtigt, hin und wieder Störungen erlitt. Eine Erkrankung im Jahr 1893 ließ fühlbare Schwächung zurück.

Dennoch ahnte man in weitem Kreise nicht, daß die Tage des trefflichen Mannes gezählt seien, und als es im Vaterland bekannt wurde, daß am 2. Februar 1894 General Herzog gestorben sei, da war die Bewegung und Teilnahme, der Schmerz um diesen Verlust ein gemeinsames Gefühl. Es gab wohl keine



noch so abgelegene Thalschaft, in der nicht sein Name nochmals mit Liebe und Verehrung genannt wurde. In Marau aber sammelte sich eine fast unabsehbare Volksmenge aus allen Ständen, um dem „General“ die letzte Ehre zu erweisen und sagen zu können: ich war auch bei seiner Beerdigung.

Das ehrenvolle Geleite, das ihm von Behörden, Waffengefährten und Vertretern der verschiedensten Stände und Gesellschaftsklassen zu Theil wurde, zeigte unser ganzes Volk in Trauer.

Fassen wir zusammen, was dieser Lebensgang uns zum Bewußtsein gebracht und zur Erinnerung hinterlassen hat. Es ist das Andenken an einen jener Patrioten, die ohne persönlichen Ehrgeiz, ohne Parteilucht und Parteilidenschaft an unseres Volkes und Vaterlandes Wohlfahrt so lange treu und selbstvergessen gearbeitet haben, als sie die ihnen dazu von Gott verliehene Kraft spürten. Es ist die erhebende Erinnerung an einen jener Männer, deren hingebender Treue der Aufschwung zu verdanken ist, den unsere Volkswohlfahrt seit hundert Jahren genommen hat. Die Jugend, die den Vorsatz faßt, an ihrer Stelle ihre Pflicht zu thun und für ihre Ehre zu sorgen, wie es General Herzog an der seinigen gethan, wird jene Mannhaftigkeit erlangen, auf die das Vaterland jederzeit muß rechnen und zählen können.



Vater und Sohn.

(Ein Zeitbild.)

De Vater ischt en brave Ma,
Leit d'Sundighose-n am Wächtig a
Zum Handle-n und Gutschiere.
Wenn's zämelütet ischt di Zit,
Wo 's Sundigg'ruscht im Chaschte lit,
Me cha halbblutt -- addiere. --

De Bueb ischt denn scho nid so brav.
De möcht es Mugli wi-nen Graf